

MEDIEN – EIN LOSER BEGRIFF

Zur wissenschaftshistorischen Rekonstruktion
eines Begriffskonzepts

von RAINER LESCHKE

Selbst das Eingeständnis, dass beim Medienbegriff so ziemlich alles unklar sei, bringt es inzwischen kaum über eine Platte hinaus. Die Diskussion des Begriffs erregt von daher kaum mehr als höflich zurückgehaltene Langeweile. Dennoch wird eine Klärung des Begriffs ebenso unentwegt und angestrengt betrieben, wie sie durch die Routinen des Wissenschaftssystems verweigert oder zumindest neutralisiert wird. Es ist also alles unklar und diese Unklarheit wird zudem noch mittels einigermaßen bekannter Rituale zyklisch bestätigt. Aber dennoch gibt es offenbar Strukturen des Begriffs, mit denen man allen Unklarheiten zum Trotz zu rechnen hat. Auch wenn diese Strukturen nicht unbedingt ausreichen mögen, um einen einigermaßen Vertrauen erweckenden Begriff auf die Beine zu stellen, so geben sie dennoch immerhin den Rahmen an, innerhalb dessen sich die Diskurse über Medien bewegen. Um diese Strukturbedingungen des Medienbegriffs soll es im Folgenden gehen.

Zunächst einmal lässt sich, vollkommen unabhängig von irgendwelchen individuellen theoretischen Präferenzen, eine duale Struktur möglicher Medienbegriffe festhalten: nämlich die philosophische und die medienwissenschaftliche. Diese grundlegende Doppelung des Medienbegriffs sorgt insbesondere in zwei Konstellationen immer wieder für Verwirrung: bei der Analyse der Anfänge medienwissenschaftlicher Theoriebildung, die – wenn überhaupt – mit einem philosophischen Medienbegriff arbeiten mussten. Dabei blieb aber immer schwierig einzusehen, dass dieser Medienbegriff gerade das nicht bezeichnete, wofür er eigentlich theoretischer oder begrifflicher Zeuge sein sollte, nämlich das technische Medium. So rekurriert etwa Walter Benjamins Medienbegriff nicht auf irgendeines der seit dem 19. Jh. – von der Fotografie über den Film bis zum Rundfunk – aufgetauchten technischen Medien, denn die rangieren bei ihm unter dem weiten Mantel der Kunst, sondern Medium meint bei ihm dort, wo der Begriff im Übrigen nicht sonderlich prominent auftaucht, schlicht Vermittlung. Und selbst diese Vermittlung rekurriert nicht etwa auf Kommunikation, sondern sie meint eine schnöde begriffliche Relation, die im Gegensatz zu seiner Kunstauffassung medienwissenschaftlich ziemlich unergiebig ist. Benjamins medienwissenschaftliche Leistung muss daher paradoxe Weise ohne einen medienwissenschaftlichen Medienbegriff auskommen

Der philosophische Medienbegriff verfügt dabei über eine Tradition, die zwar nicht älter ist als die Medien selbst, die aber sicherlich jeglichem Begriff von Medienwissenschaft und damit eben auch deren Selbstreflexion vorhergeht. Medium im philosophischen Kontext meint zunächst einmal schlicht Vermittelndes, also

eine begrifflich fixierte Relation. Als ein solcher logischer Begriff ist Medium nur strukturell bestimmt und damit zugleich charakteristisch unterbestimmt. Die Dehnung des Begriffsumfangs ist insofern kein Resultat etwaiger begrifflicher Laxheit, sondern eine schlichte Konsequenz der Anlage des Begriffs. Die Erweiterung des Begriffsumfangs stand also zu erwarten, aber sie ist dennoch nicht vollkommen unbegrenzt oder willkürlich. Denn es gibt zugleich zwei strukturelle Implikationen des Begriffs, die ihn wenigstens ansatzweise kalkulierbar werden lassen und deutlich machen, wo gegebenenfalls mit ihm zu rechnen ist bzw. die umgekehrt entscheiden lassen, wo er sicherlich fehl am Platz ist.

Neben der geronnenen Relationalität bzw. dem stofflichen Korrelat einer Relation ist das Medium durch die Relation selbst bestimmt. Eine solche vollkommen abstrakte Vermittlungsfunktion hat der Medienbegriff etwa bei Hegel¹. Insofern ist ein Medium nicht selbständige, sondern es ist wesentlich für anderes². Medium bezeichnet also ein Vermittelndes, das durch die Funktion der Vermittlung selbst in Schach gehalten wird. Darüber hinaus ist dem Medium eine relative Materialität oder Stofflichkeit³ eigen, wie geistig die im Einzelfall auch immer gedacht worden sein mag. Die relative Stofflichkeit des Medialen besteht in Relation zum zu Vermittelnden, im Für-Anderes-Sein des Mediums. Diese Relation ereignet sich in einem Medium und dieses Transportverhältnis, das sich etwa von einer Inklusion nachhaltig unterscheidet, ist das, was sich als relative Stofflichkeit des Medialen bezeichnen lässt.

Mittels dieser strukturellen Bestimmungen des philosophischen Medienbegriffs lassen sich zugleich die Grenzen seiner medienwissenschaftlichen Verwertbarkeit rekonstruieren. Die systematische Indifferenz gegenüber dem Typ der Relation, die Gegenstand einer Vermittlung ist, ist medienwissenschaftlich unproduktiv, handelt es sich doch beim Medienbegriff immerhin um einen Begriff, dem es auferlegt ist, ein wenigstens einigermaßen eigenständiges wissenschaftliches Terrain zu konstituieren. Indifferenz mag den Transfer zwischen unterschiedlichen Bezugssystemen erleichtern, weil der dann nicht ganz so anstrengend ausfällt, zur Selbstbestimmung hingegen, die eine Grenze benötigt, eignet ein solcher Begriff sich nicht. Diese identitätsbildende Funktion verlangt vielmehr strukturell nach einer Spezifik, die die beabsichtigte Besonderung oder Ausdifferenzierung

- 1 „Dies abstrakte allgemeine Medium, das die *Dingheit* überhaupt oder das *reine Wesen* genannt werden kann, ist nichts anderes als das *Hier* und *Jetzt*, wie es sich erwiesen hat, nämlich als ein *einfaches Zusammen* von vielen; aber die vielen sind *in ihrer Bestimmtheit* selbst *einfach Allgemeine*.“ (Hegel: Die Phänomenologie des Geistes, S. 74).
- 2 Medium als Allgemeines: „Die *Selbständigkeit* dieser Materien aber ist nichts anders als dies Medium; oder dies *Allgemeine* ist durchaus die *Vielheit* solcher verschiedenen Allgemeinen.“ (Hegel: Die Phänomenologie des Geistes, S. 85f.).
- 3 In diesem den Naturwissenschaften entlehnten Sinne taucht der Begriff etwa bei Kant in den „Metaphysische(n) Anfangsgründen der Naturwissenschaft“ auf, wenn dort von einer Lösung als einem „elastische(n) Medium“ (Kant: Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft, S. 85) oder vom Schwimmen in einem Medium und vom Medium als „Vehikel“, (ebd., S. 85) die Rede ist.

eines medienwissenschaftlichen Terrains und Gegenstandes auch begrifflich absicherte. Insofern ist eine solche Idee von Vermittlung, die keinerlei charakteristische Eigenqualität⁴ aufweist, medienwissenschaftlich keineswegs zielführend.

Das einzige, was dem philosophischen Begriff des Mediums zu einer medienwissenschaftlichen Verwendung neben der Vermittlung an sich überhaupt zu entnehmen ist, ist noch die relative Stofflichkeit, die er bezeichnet. Zugleich gibt es eine charakteristische Differenz, die den philosophischen Medienbegriff von einem medienwissenschaftlichen abgrenzt: Die Indifferenz gegenüber dem Singular-Plural-Verhältnis. Der Plural beim philosophischen Medienbegriff generiert eben keinen eigenen Sinn. Eine Serie von philosophischen ‚Medien‘ gewinnt gegenüber einem einzelnen Medium keine eigenständige Qualität, d.h., philosophische ‚Medien‘ erlangen nicht den Status eines Systems. Philosophische ‚Medien‘ sind gegeneinander prinzipiell und systematisch gleichgültig. Ihre Zahl ist sowohl historisch als auch systematisch unbestimmt und es gibt keine Verweisungen aufeinander.

Zwar gibt es auch im Kontext des philosophischen Medienbegriffs systematische Schließungen, die jedoch nicht in der Logik des Begriffs liegen und daher nicht zwangsläufig sind. Dass dann im Zuge solcher Schließungen auch irgendwann einmal Elemente in den Begriffshorizont geraten, die medienwissenschaftlich bedeutsam sein können, steht zu erwarten, nur ändert sich dadurch an der Struktur des Begriffs selbst wenig. So führt die Schließung des Begriffsfeldes etwa bei Kierkegaard dazu, dass Sprache, Kunst, Musik, Skulptur und Architektur zu Medien eines Geistes⁵ werden. Allerdings ist die Vollständigkeit bzw. Ausschließlichkeit der Schließung nicht gegeben: Es handelt sich also noch keineswegs um ein Sys-

4 „Denn ist das Erkennen das Werkzeug, sich des absoluten Wesens zu bemächtigen, so fällt sogleich auf, daß die Anwendung eines Werkzeugs auf eine Sache sie vielmehr nicht läßt, wie sie für sich ist, sondern eine Formierung und Veränderung mit ihr vornimmt. Oder ist das Erkennen nicht Werkzeug unserer Tätigkeit, sondern gewissermaßen ein passives Medium, durch welches hindurch das Licht der Wahrheit an uns gelangt, so erhalten wir auch so sie nicht, wie sie an sich, sondern wie sie durch und in diesem Medium ist.“ (Hegel: Die Phänomenologie des Geistes, S. 55) Hier fungiert Medium als Alternative zum Werkzeugbegriff, was nur Sinn macht, wenn Medium als ein Terminus, der aus der Physik stammt, verwendet wird. Zugleich redet Hegel von der Gleichgültigkeit des Mediums: „Nach der Seite, daß diese Unterschiede dem gleichgültigen Medium angehören, sind sie selbst allgemein, beziehen sich nur auf sich und affizieren sich nicht; [...].“ (ebd., S. 75).

5 „Die Sprache ist, als Medium betrachtet, das absolut geistig bestimmte Medium und also das eigentliche Medium der Idee.“ (Kierkegaard: Entweder – Oder, S. 81). „In Skulptur, Architektur und Malerei ist die Idee im Medium gebunden; die Tatsache aber, daß die Idee das Medium nicht zu einem bloßen Werkzeug herabsetzt, es nicht beständig negiert, ist gleichsam ein Ausdruck dafür, daß dieses Medium nicht zu sprechen vermag.“ (ebd., S. 82). „Die Sprache hat ihr Element in der Zeit, alle übrigen Medien haben den Raum zum Element. Nur die Musik geht auch in der Zeit vor sich. Daß sie aber in der Zeit vor sich geht, ist wiederum eine Negation des Sinnlichen. Was die übrigen Künste hervorbringen, deutet ihre Sinnlichkeit eben dadurch an, daß es sein Bestehen im Raume hat.“ (ebd., S. 83).

tem, wenn auch hier von Objekten die Rede ist, die in den Medienwissenschaften einmal eine gewisse Prominenz erlangen sollten. Also ist hier die Nähe zu einem medienwissenschaftlichen Medienbegriff eher zufällig und insofern verwundert es auch nicht, dass dieser Medienbegriff trotz seiner Nähe zum Gegenstandsbereich einer künftigen Medienwissenschaft ohne systematische Folgen blieb. Das gilt im Übrigen auch für weitere Auflagen dieses Begriffs, etwa wenn Sprache zum Medium wird. Der philosophische Medienbegriff hatte insofern allenfalls strukturelle Folgen für das, was die Medienwissenschaften einmal unter Medium verstehen sollten.

Eine Ausnahme in dieser Hinsicht stellten vielleicht die Begriffe der Steuerungsmedien und der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien⁶ dar, wie sie in der Tradition Parsons von Luhmann und Habermas⁷ verwendet werden. Im philosophischen Kontext verwundert die Offenheit der Konstruktion symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien nur wenig. Dass Liebe⁸ und Macht zu Medien werden, hängt also schlicht damit zusammen, dass es sich um so etwas wie stabilisierte Beziehungen handelt, die sich der Form eines Begriffs bedienen. Schwierig wird die Angelegenheit für einen medienwissenschaftlichen Medienbegriff vor allem deshalb, weil es sich hier um eine solche spezifische Relation handelt, die zum Inhalt eines Mediums wird, nämlich die der Kommunikation. Kommunikation ist zumindest auch etwas, für das Medienwissenschaft Zuständigkeit reklamiert, und insofern entstehen hier quasi aus dem Streit ums Objekt Interferenzen, die von der Struktur des Begriffs her genau genommen gar nicht auftreten müssten. Die Interferenz ist letztlich das Resultat einer nicht hinreichenden Trennung von philosophischem und medienwissenschaftlichem Medienbegriff. Dabei sollte die Differenz allein schon daran klar werden, dass es sich bei Medien im medienwissenschaftlichen Sinne zweifellos nicht um ausschließlich „semantische Einrichtungen“⁹ handelt. Die Differenz lässt sich aber auch prinzipiell in der Struktur des Begriffs zeigen: Symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien können zum Gegenstand von dem werden, was Luhmann als Ver-

6 „Allgemein handelt es sich bei symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien um semantische Einrichtungen, die es ermöglichen, an sich unwahrscheinlichen Kommunikationen trotzdem Erfolg zu verschaffen.“ (Luhmann: Liebe als Passion, S. 21).

7 „Ich [Jürgen Habermas; R.L.] habe zwei Sorten Medien unterschieden, die den riskanten und aufwendigen Koordinationsmechanismus der Verständigung entlasten können. Auf der einen Seite *Steuerungsmedien*, über die Subsysteme aus der Lebenswelt ausdifferenziert werden; auf der anderen Seite *generalisierte Formen der Kommunikation*, die die sprachliche Verständigung nicht ersetzen, sondern bloß kondensieren und die deshalb lebensweltlichen Kontexten verhaftet bleiben.“ (Habermas: Theorie des kommunikativen Handels, Bd.2, S. 572f.).

8 „In diesem Sinne ist das Medium Liebe selbst kein Gefühl, sondern ein Kommunikationscode, nach dessen Regeln man Gefühle ausdrücken, bilden, simulieren, anderen unterstellen, leugnen und sich mit all dem auf die Konsequenzen einstellen kann, die es hat, wenn die entsprechende Kommunikation realisiert wird.“ (Luhmann: Liebe als Passion, S. 23).

9 Ebd., S. 21.

breitungsmedien bezeichnete, sie sind aber keine Verbreitungsmedien. Einzig die Unempfindlichkeit gegenüber dieser Differenz kann zu Verschleifungen und begrifflichen Unschärfen führen.

Die Reflexion des philosophischen Medienbegriffs macht medienwissenschaftlich eigentlich nur insofern Sinn, als auf diesem Wege ein Negativausschluss und damit eine wenigstens strukturelle Schärfung des medienwissenschaftlichen Begriffs von Medien erfolgen können. Die indirekte Bestimmung des Begriffs ist in diffusen Feldern und bei einem prinzipiell pluralen Funktionieren des Begriffs die Strategie der Wahl, will man wenigstens näherungsweise zu einer Beschreibung der Struktur des Begriffsfeldes gelangen. Von daher soll mit diesem Verfahren einer Art struktureller Intervallschachtelung fortgesetzt werden.

Unabhängig von der Differenz zwischen dem philosophischen und einem medienwissenschaftlichen Medienbegriff ist der Medienbegriff prinzipiell theoriegetrieben, d.h., der Medienbegriff existiert nicht außerhalb theoretischer Zusammenhänge, selbst wenn diese Kontexte nicht in jeder Situation aktualisiert werden sollten. Differenzen von Medienbegriffen repräsentieren insofern Theoriendifferenzen und die sind gelegentlich eben nicht aufzuheben. Von daher verbietet sich die Vorstellung eines einheitlichen Medienbegriffs und auch die Idee von Übersetzungsrelationen setzt zugleich die wechselseitige Übersetzbartigkeit von Theorien ineinander voraus. Da auf solche Übersetzungsleistungen gerade nicht vertraut werden kann, ist stattdessen mit einem unversöhnlichen Antagonismus von Medienbegriffen zu rechnen, der auf antagonistischen medientheoretischen Strukturen aufsetzt. Wenn jedoch Medienbegriffe auf Theoriestrukturen aufruhen, dann leiten sich zwangsläufig auch ihre Logik und insbesondere ihre Genese von Strukturen der Theorieentwicklung ab. Insofern ist die Systematik der Theorieentwicklung zugleich auch wenigstens eine der Systematiken des Medienbegriffs.

Von daher sollen im Folgenden zentrale Theoremuster auf ihr begriffsbildendes Potential hin untersucht werden. Primäre Intermedialität als das früheste und zugleich einfachste Stadium medienwissenschaftlicher Theorieentwicklung ist zunächst einmal durch eine spezifische Begriffslosigkeit gekennzeichnet: Primäre Intermedialität ist merkmals- und objektorientiert. Sie kommt daher problemlos ohne einen einheitlichen Medienbegriff aus. Für sie sind die Differenzen zwischen Medien das Entscheidende und nicht die Erfassung von Medien als Medien. Es geht um die Bestimmung möglicher Unterschiede und Leistungsdifferenzen von Medien und nicht um deren Identität als Medien. Wie die primäre Intermedialität keinen Begriff ihres Gegenstandes, also des Mediums, um das es sich kümmert, hat, so kann sie erst recht keinen Begriff von Medien oder Medialität an sich entwickeln.

Ähnliches gilt für den ontologisierenden Reflex auf diese primäre Intermedialität. Auch hier im Bereich der Einzelmedienontologien wird kein Medienbegriff konzipiert, sondern vielmehr dem Wesen eines einzelnen Mediums nachgeforscht. Mit der Wesenszuschreibung findet zugleich eine Schließung des Mediums statt, die unterbindet, dass über das einzelne Medium hinaus gedacht wird. So ist

etwa in der Filmtheorie der Film als Film und nicht als Medium von Interesse. Zum Medium und seinem Begriff gelangte man nur, soweit nicht mehr oder wenigstens nicht mehr ausschließlich vom Film die Rede ist. Die Konstruktion eines Medienbegriffs benötigt insofern einen Horizont, der immer schon aus mehr als einem Medium bestehen muss. Medien tendieren nur als Elemente von Systemen zur Begriffsbildung. Sobald das Medium sich selbst genug ist, ist der Medienbegriff überflüssig. Erst der Plural und der ihm inhärente Verweis auf das System konstituiert einen Begriff von Medien. Insofern ist auch das Pluraletantum Medien derjenige Begriff, von dem bei einer Reflexion des Medienbegriffs auszugehen wäre, was – wäre diese Differenz immer schon berücksichtigt worden – einen Großteil der von der philosophischen Tradition her eingeschleppten Verwirrung hätte vermeiden helfen können.

Insofern kommt ein Großteil der Medienwissenschaft offenbar auch ganz gut ohne Medienbegriff aus und macht sich stattdessen auf die Suche nach anderen Begriffen, wie dem des Films oder dem des Rundfunks bis hin zu dem des Computers. Der jeweilige Begriff fällt dann in der Regel mit der angestrebten Wesenzuschreibung zusammen und d.h., er ist nicht nur nicht auf andere Medien übertragbar, sondern er steht zugleich in Konkurrenz zu allen anderen Wesenzuschreibungen, die das Medium erfahren hat. Für einen generellen Medienbegriff hingegen gibt es hier prinzipiell nichts zu gewinnen. Sobald ein Medienbegriff in einer solchen theoretischen Umgebung überhaupt auftaucht, ist er importiert worden und bleibt Verweis auf ein theoretisch zwangsläufig verschlossenes und daher diffus bleibendes Anderes.

Begrifflich interessanter wird es, sobald der Gegenstandsbereich von Medienwissenschaft die engen Grenzen der Einzelmedien verlässt und sich einem System von Medien verschreibt. Das geht nun nicht mehr ohne Medienbegriff, da hier allein schon die Bestimmung des Gegenstands einen entsprechenden Begriff voraussetzt. Einen Medienbegriff haben also in der Regel diejenigen medienwissenschaftlichen Theorietypen hervorgebracht, die auf die eine oder andere Art Mediensysteme zum Gegenstand gemacht haben. Und dies ist prinzipiell auf zweierlei Art zu erreichen: zum einen durch die Applikation von Theoriemodellen anderer etwa sozialwissenschaftlicher, ästhetischer oder anthropologischer Provenienz auf den Zusammenhang der Medien oder zum anderen mittels des Versuchs einer originären Wesensbestimmung eines solchen Mediensystems. Man versucht also entweder auf dem Wege einer Theorieapplikation oder aber auf dem einer Ontologisierung einen Begriff von Medien zu gewinnen. In beiden Fällen wird ein Medienbegriff allein schon zur Gegenstandsbestimmung notwendig gebraucht. Wenn also davon ausgegangen wird, dass Medienbegriffe theorierelativ sind und dass es zwei medienwissenschaftliche Theorietypen gibt, die eines solchen Medienbegriffs bedürfen, dann lässt sich hieraus auf bestimmte Rahmenbedingungen für die Konstruktion von Medienbegriffen schließen.

Für generelle Medientheorien, also im Wesentlichen sozialwissenschaftliche und gelegentlich auch ästhetische Theoriemodelle, die auf die Medien appliziert

werden, dreht es sich vor allem um eine möglichst trennscharfe Bestimmung des Objektbereichs, nicht so sehr um eine Wesensdefinition bzw. eine Klärung von Medialität. Es handelt sich in diesen Kontexten eher um Sammelbegriffe und um Grenzbestimmungen eines Objektbereichs. Diese Grenzkonstruktionen fallen dabei gelegentlich recht locker aus, was darauf hinweist, dass es hier um die Verabredung eines Terrains und nicht um irgendwelche entscheidenden theorierelevanten Aussagen geht. Der Medienbegriff ist von daher entweder eine abgeleitete oder aber eine Sammelkategorie. Entstanden ist der Medienbegriff in diesem Kontext in den Kommunikationswissenschaften bzw. in der in der Vorgängerdisziplin, der Publizistik. Er wurde im Zuge der Verabredung eines fachspezifischen Objektbereichs als ein relativ unbedeutendes Element beschrieben. Es handelte sich um eine von Theorie nur wenig in Mitleidenschaft gezogene additive Sammlung möglicher oder unmöglicher Gegenstände und Bereiche der Kommunikationswissenschaft. Dass sich historisch zunächst einmal eine eher kleinmütige Konstruktion durchsetzen sollte, hatte zwar für die Fachgeschichte der Kommunikationswissenschaft Folgen, für den Medienbegriff selbst war es jedoch unerheblich. Die nächste Bestimmung, die wenn nicht historisch, so doch wenigstens metaphorisch Schule gemacht hat, nämlich die von der Nachrichtentechnik abgeleitete Kanalmetapher, war nicht nur von Theorie veranlasst, sondern durch einen theoretischen Zusammenhang induziert. Typischerweise ist der Medienbegriff in diesem Kontext von einer relativen Bedeutungslosigkeit gekennzeichnet. So ist etwa der Kommunikationsbegriff für die Kommunikationswissenschaft wesentlich entscheidender und folgenreicher gewesen als die Bestimmungen von Medien, die dem Kommunikationsbegriff als Appendix hinzugefügt wurde.

Nicht viel anders erging es dem Medienbegriff im Kunstsystem: Er begann als eine Art Restkategorie. Dabei sagt die Karriere des Medienbegriffs innerhalb des Kunstsystems vom Abfallprodukt zu einer dominanten und die theoretische Reflexion grundierenden Kategorie mehr über die Bewegungsrichtung des Kunstsystems selbst als über die Systematik des Medienbegriffs aus. Medien fungieren als negativer Ausschluss, als Bereich des Nicht-Kunstfähigen und als Fortschreibung des Kunstgewerbes in der Kulturindustrie. Im Übrigen scheint eine solche Karriere eines mittels Negation gebildeten Begriffs für den Medienbereich geradezu typisch zu sein: denn auch der kommunikationswissenschaftliche Medienbegriff entstand ja aus der Negation eines Konzepts. Medien übernehmen die Position der Künste im Sinne von Fertigkeiten und Techniken und d.h. des Kunstgewerbes. Ein nicht geringer Teil der frühen Analysen des Mediensystems geht etwa auf die Reflexion des Kunstgewerbes um 1900¹⁰ zurück und reorganisiert die von dort bereits bekannten Argumente. Das Mediensystem ergibt sich von daher als ein Abfallprodukt des Kunstsystems und kann reflektiert werden, ohne dass es überhaupt eines eigenständigen Begriffs bedarf. Das erklärt auch die charakteristische Phasenverschiebung bei der Begriffsbildung zwischen Kommunikations- und Medienwissenschaft. Wenn man von der Bildung des Begriffs gegen Mitte der

10 Vgl. etwa Sombart: „Kunstgewerbe und Kultur“.

20er Jahre des 20. Jahrhunderts und seiner Etablierung in den 40er Jahren ausgehen kann, so kann man von einem medienwissenschaftlichen Medienbegriff erst ab Mitte der 60er Jahre sprechen. Die Phasenverschiebung ist mit der normativen Kraft des Bezugssystems, also dem Kunstsystem, aus dem heraus sich das Mediensystem zunächst als Negation entwickelt hat, zu erklären. Die ästhetische Reflexion der Medien benötigte keinen Begriff zur Bestimmung und Abgrenzung eines Objektbereichs, sondern sie benutzte den Kunstbegriff als integrativen Terminus und erledigte von dort her die Analyse des Medialen. Der Gegenstandsbereich war quasi von vorneherein festgelegt als das Andere der Kunst und daher auch nicht mehr zu definieren. Der Medienbegriff in der Folge der Künste stellt keine Begriffsbildung mittels eines Objektbereichs dar, sondern eine, die mit Gründen der Geltung, also mit Geltungsansprüchen operiert.

Insofern resultiert der Medienbegriff der Medienwissenschaft aus einem gedoppelten Reflex: Er ist dem Geltungsanspruch eines zunächst nur negativen Gegenstandsbereichs geschuldet und er verdankt sich zugleich einer vorgängigen Objektbestimmung der Kommunikationswissenschaft. Diese makrostrukturelle Genese des Medienbegriffs ändert nichts daran, dass der Medienbegriff prinzipiell theorierelativ bleibt und d.h., dass mittels solcher makrostrukturellen und fachkonstitutiven Prozesse allenfalls Flächen oder Räume für konkrete Begriffsschreibungen geliefert werden, nicht aber die Begriffe selbst.

Dabei sind die Dimensionen des Raumes selbst keineswegs vollkommen unbestimmt, sondern jene relative Stofflichkeit, die sich bereits im philosophischen Medienbegriff bemerkbar machte, kommt gerade auch hier wieder zum Tragen. Die unterschiedlichen Dimensionen des Medienbegriffs lassen sich darüber fassen, dass Medien die Bedingungen der Möglichkeit von historisch variablen, konventionellen Formen von Text-, Bild- und Tonmaterial darstellen, die dieses der Performanz, der Verbreitung, der Verarbeitung, der Speicherung und dem Transport zugänglich machen.

In diesen vergleichsweise offenen Begriffsrahmen schreiben sich weitere theoriegeleitete Unterscheidungen ein, die dann erst zu konkreten Medienbegriffen führen. Der Dissens zwischen unterschiedlichen Medienbegriffen und die Abweichungen in den spezifischen Fassungen von einzelnen Medienbegriffen resultieren dann aus diesen theorieinduzierten Begriffsbildungen. Der Raum der Medienbegriffe selbst wird hingegen kaum zum Gegenstand der Diskussion. Für die Interaktion und das Handling von unterschiedlichen Medienbegriffen gilt daher, dass es sich dabei de facto um die Interaktion von unterschiedlichen Formen der Theoriebildung handelt. Diese unterscheiden sich wiederum anhand der verwandten Paradigmen und der Fragestellung bzw. der Forschungsperspektive. Dass in dieser Konstellation die unterschiedlichen Theoriemodelle auf einen einzelnen Begriff, nämlich den der Medien, gebracht und die Auseinandersetzungen zwischen den Paradigmen daher massiv abgekürzt sind, erleichtert ihre Interaktion kaum, erhöht jedoch sicherlich das Risiko von Missverständnissen. Die Kompatibilität der Medienbegriffe ist daher abhängig von der Kompatibilität eben dieser theoreti-

schen Grundlagen oder aber von der Großzügigkeit gegenüber metaphorischen Verschleifungen.

Ob es sich nun um normative oder um deskriptive Medienbegriffe handelt, ob sie mit Sinnsetzungen operieren oder aber weitgehend formal bleiben, inwie weit die Ex- und Inklusionen des Begriffs und damit die Aussagebereiche und Geltungsansprüche passen, hängt daher von theoretischen Vorentscheidungen und dem Verhältnis dieser zueinander ab. Die Annahme irgendwelcher Evidenzen bzgl. dessen, was denn nun Medien seien, oder aber die Idee eines natürlichen Medienbegriffs sind sich nur über ihre theoretischen Voraussetzungen im Unklaren. Auch das Operieren mit irgendwelchen Begriffskernen führt, wie Merten beim Kommunikationsbegriff gezeigt hat, kaum zum gewünschten Erfolg, nämlich zu einer Art begrifflichen Substanz, um die herum Medienwissenschaft und damit eben auch medienwissenschaftliche Forschungen zu gruppieren wären. Wenn ein solcher Kern nicht angenommen werden kann, dann kann es nurmehr um die Bestimmung relationaler Abstände von Medienbegriffen gehen. Dazu sind die Ausweisung der verwandten theoretischen Modelle sowie deren Konsequenzen für den eingesetzten Medienbegriff unabdingbar. Was also auf diesem Feld allenfalls zu erreichen ist, ist Orientierung, nicht jedoch Identität oder Übereinstimmung. Eine solche Orientierung scheint jedoch zur Klärung der Grenzen und Möglichkeiten von Interaktion bzw. des Transfers und der Applikation von Arbeitsresultaten unabdingbar zu sein.

Wenn aus dieser offenen Modellierung des Medienbegriffs die Konsequenzen für die These vom Medienbruch gezogen werden, so verlängert sich die Theorie determiniertheit des Medienbegriffs zwangsläufig in die Modellierung von Medienbrüchen. Medienbrüche sind dem jeweiligen Medienbegriff gegenüber kopräsent, denn der Medienbegriff ist es, der die Orte, Zeiten und Folgen, der von ihm jeweils zugelassenen Brüche bestimmt. Insofern generiert jeder Medienbegriff und jeder medientheoretische Ansatz, wie reduziert und bescheiden er auch immer ausfallen mag, seine eigenen Umbrüche. Dass jede medienhistorische These und jedes Forschungsprojekt seine eigenen Zäsuren kennt, ist daher kein Unfall, sondern vielmehr ein zwangsläufiger Effekt der begrifflichen und prädiktiven Konditionen von Medienwissenschaft. Eine mehr oder minder ungeordnete Vielzahl von Medienbrüchen lässt sich deshalb auch gar nicht vermeiden. Unifizierungsbestrebungen auf der Ebene des Medienbruchs sind daher, sofern sie auf dem Niveau direkter, quasi ontologischer Medienbrüche betrieben werden, nur gegen diese Vielzahl einzelner, von Forschungsfragen, Medienbegriffen und theoretischen Ansätzen bestimmter Umbrüche durchzusetzen. Unter solchen Voraussetzungen wirkt das Konzept des Umbruchs restriktiv und limitierend. Es zwingt zur begrifflichen und theoretischen Vereinheitlichung, ohne die Richtigkeit der theoretischen Annahmen und daher die Verhandlungsgrundlage einer solchen Unifizierung auch nur einigermaßen sinnvoll begründen zu können. Die schlichte positivistische These vom Medienbruch zwingt entweder zu großen Einschränkungen oder aber zu großer Unschärfe. Schleifende Grenzen

von Medienbrüchen als das quasi natürliche Resultat solcher strategisch erweiterten Unschärfe drohen jedoch tendenziell die These vom Medienbruch selbst zu entplausibilisieren.

Insofern muss das Konzept von Medienbrüchen von den theorie- und begriffsinduzierten Medienbrüchen einzelner Forschungs- und Theorieprojekte entkoppelt werden: Die These vom Medienbruch als forschungsleitendes Modell kann nicht auf dem Wege der Synchronisation einzelner Brüche generiert oder konstatiert werden, sondern die These vom Medienbruch muss sich mittels einer qualitativen Differenz gegenüber allen Einzelbrüchen behaupten. Wenn also eine qualitative Differenz von Einzelbefund und genereller These unterstellt werden soll, dann handelt es sich bei den angenommenen Medienbrüchen um etwas strukturell anderes als das, was theorie- und begriffsrelativ auf der Ebene einzelner Forschungsfragen bemerkt und diskutiert werden kann.

Zunächst einmal ist in diesem Zusammenhang ein wie auch immer gekopeltes Mediensystem die Bezugsgrundlage der Reflexion: Die Synchronisation von Medienbrüchen geht entweder von der Identität dieses Systems und damit auch von der Identität der zulässigen Theorien aus oder aber von einem Systemkonzept, das als Gesamtheit aller verfügbaren Elemente gedacht wird und daher schlüssig additiv Teilsysteme aufsummiert. Die beiden Varianten unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Auffassung vom System, das im ersten Fall normativ und stark, im zweiten deskriptiv und vergleichsweise schwach ausfällt. Die normative Variante zwingt zur theoretischen Vereinheitlichung, die deskriptive zur Vereinheitlichung des Befunds und damit der Aussage auf der Ebene des Objektbereichs. Man muss also entweder dasselbe glauben oder dasselbe sehen. Derartige systematische Kniefälle sind weder bequem, noch erweisen sie sich als forschungspragmatisch reibungslos handhabbar, so dass allein schon aus diesen Erwägungen heraus eine Veränderung des Umbruchskonzepts notwendig wird.

Sobald eine Differenz zwischen den einzeln feststellbaren Umbrüchen und einem Umbruchskonzept auf Systemebene angenommen wird und diese sich weder einer Unifizierung noch einer bloßen Summation verdankt, geht man von einem vergleichsweise starken Umbruchskonzept aus, das nicht normativ gewonnen werden kann. Der Umbruch auf Systemebene muss sich daher qualitativ von den Einzelbefunden unterscheiden lassen, ohne dass zu einer normativen Regulierung Zuflucht gesucht würde. Ein solches Konzept von Umbruch kann daher strategisch nur als Reflexion von Medienbrüchen gedacht werden. Medienbruch würde solcherart ein Effekt auf Systemebene heißen, der sich einzelner durchaus begrenzter und begrenzbarer Umbrüche auf der Ebene von spezifischen Fragehorizonten verdankt, der aber zugleich als reflexiver Effekt von solchen unterschiedlichen Fragehorizonten entsteht. Entscheidend ist nicht, dass in allen untersuchten Fragestellungen und Objektbereichen sich etwas so ändert, dass es Bruchqualität erlangt, sondern dass in allen solchen Systemen in der einen oder anderen Art auf einen solchen Bruch Bezug genommen und auf ihn reagiert wird, unabhängig davon, ob das nun im zugrunde gelegten Fragehorizont einen Bruch

ergibt oder nicht. Dass dann einzelne Fragestellungen und Forschungshorizonte vollkommen andere Sequenzen und Rhythmen konstatieren, schränkt insofern weder die Umbruchsthese ein, noch muss der Befund falsch sein. Es wird nur eine theorie- oder gegenstandsrelative Sequentialität geltend gemacht, die über die Bewegung eines Gesamtsystems vergleichsweise wenig aussagt. Zugleich verliert sich bei einem solchen Modell des Umbruchs der zwanghafte Druck, allenthalben Umbrüche finden zu müssen, selbst da, wo keine sind. Die Abkehr von einem normativen Umbruchskonzept zu einem reflexiven befreit insofern von dem Zwang zu einer mechanischen und daher forschungspragmatisch wenig überzeugenden Rekonstruktion von Gegenstandsbereichen. Zugleich zwingt das reflexive Umbruchskonzept zwar nicht zu einem synchronen bzw. gleichlautenden Befund, wohl aber zu einer wechselseitigen Bezugnahme. Wenn nicht alle dasselbe konstatieren können, so sollten sie jedoch die Effekte des angenommenen Medienumbruchs und die unterschiedlichen Reaktionen darauf darstellen können. Die Unterstellung einer solchen Resonanz im Mediensystem ist zunächst einmal medienhistorischer Natur. Sie geht von der Möglichkeit des Reflexivwerdens des Mediensystems und einer Dynamisierung der Reflexion aus. Man tauscht damit den ontologischen Befund auf der Ebene von Einzelmedien mit einer aus der wechselseitigen Bezugnahme von Medien resultierenden, vergleichsweise offenen Dynamik, die entschieden weniger paradigmatischen Gleichschritt, dafür aber eine geschärzte Aufmerksamkeit für die Bezugnahmen von Medien aufeinander, also für die Selbst- und Fremdbeobachtung von Einzelmedien fordert. Insofern liegt der These von den historischen Medienbrüchen ein Zutrauen in die Beobachtungsleistung von Medien zugrunde, nicht jedoch die theoretische und begriffliche Homogenisierung, die ohnehin nur schlecht zu den erläuterten Konditionen eines medienwissenschaftlichen Medienbegriffs passen würde.

LITERATURVERZEICHNIS

Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1: Handlungsrationaliät und gesellschaftliche Rationalisierung, Bd. 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft, Frankfurt a.M. 1981.

Hegel, Georg W. F.: Die Phänomenologie des Geistes [1807], Frankfurt a.M., Berlin, Wien ²1973.

Kant, Immanuel: Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft [1786], Hamburg 1997.

Kierkegaard, Søren: Entweder – Oder [1843], hrsg. v. H. Diem/W. Rest, München ⁵1998.

Luhmann, Niklas: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität [1982], Frankfurt a.M. 1994.

Sombart, Werner: „Kunstgewerbe und Kultur“ [1908], in: Die Kultur, hrsg. v. Cornelius Gurlitt, Bd. 26 u. 27., Berlin 1908.

